GESCHENK
der
Missions-Buchhandlung
Basel.

N12<529144782 021 · LS
ubTÜBINGEN

PFLICK

Landwirthe in größerem Styl werden sollen, aber dennoch schmerzt uns dies Zurückbleiben sehr. Man sollte freilich mehr auf die Lichtseite hinweisen, statt die Fehler unserer armen Brüder aufzudecken, welche in Wahrheit doch schon so bedeutende Fortschritte gemacht haben. Um aber ein richtiges Urtheil über sie zu ermöglichen, darf doch auch die Schattenseite nicht verschwiegen werden.

Aus der Telugu-Mission.

6. Die ersten Wahrheitszeugen in Ahmadala.

An so vielen Orten des Telugulandes auch die Predigt des Evangeliums schon erschollen war, Ahmadala hatte sie noch nicht vernommen, als im Jahr 1875 der Ongol-Evangelist Kondaia auf dem Weg nach Bezwara erstmals dahin kam. Von Geburt selbst ein Madiga und daher wohl vertraut mit allen Bräuchen seiner einstigen Kastengenossen, gieng er ins Madiga-Dörflein, um dort Wasser zu holen und während der Hitze des Tages ein paar Stunden zu rasten. Im Nu hatten sich einige Leute um ihn gesammelt, um ihn nach seinem Namen, seiner Beschäftigung, dem Ziel seiner Reise und etwaigen Neuigkeiten zu fragen. Denn die Telugus haben noch keine Zeitungen und erfahren an abgelegenen Orten nur, was ihnen irgend ein Reisender mittheilt. Solche Nachrichten werden dann von Dorf zu Dorf weitergetragen, wobei bald irgend ein Wanderer oder auch ein Feldarbeiter, dessen Aecker an der Grenze der nächsten Markung liegen, zu einer Art Lokalblättchen wird und — so seltsam es scheinen mag — die Nachrichten oft mit fast telegraphischer Schnelligkeit durchs Land laufen. Kondaia benützte natürlich die Gelegenheit, ein Wort von Jesus zu sagen. Man hörte ihn aufmerksam an und lud ihn dann ein, über Nacht zu bleiben. Natürlich willigte er ein, denn so war ihm ja die Möglichkeit geboten, wenn die Leute Abends von ihren Feldern

heimkamen, noch eine öffentliche Ansprache zu halten. Obschon ihrem Gewerbe nach eigentlich alle Madiga Gerber und Schuhflicker sind, verdienen doch in Ahmadala die meisten ihr Brot als Lastträger. Etliche besitzen auch kleine Aecker und sind in Wirklichkeit fast zum Rang von Bauern emporgestiegen.

Als in den 12—15 Häusern des Dörfleins die Abendmahlzeit vorüber war, setzte Kondaia sich auf die Plattform vor Ramaswamis Tempelchen und fieng an, nach einer bekannten Volksmelodie ein christliches Lied zu singen. Bald hatte sich die gesammte Einwohnerschaft um ihn geschaart, denn gar gern hören und singen die Telugus ihre lebhaften einheimischen Melodien.

Diesmal waren es neue, nie gehörte Worte, die sie dazu vernahmen. Nachdem Kondaia sein Lied geendet hatte, las er mit lauter Stimme die Geschichte vom verlorenen Sohn und hob dann an, den Umstehenden eine Predigt zu halten.

Die Telugus sind geborne Redner, von klein auf gewohnt, bei den geringfügigsten Anlässen ihre Zungenfertigkeit zu entfalten. Diese Gabe und Uebung kommt ihnen natürlich auch zu statten, wenn es sich um die Verkündigung der höchsten und wichtigsten Wahrheiten handelt. Kondaias Zuhörer waren hingerissen. Als er geendet hatte, drängten sich Alte und Junge, Männer und Weiber an ihn heran, um noch mehr von der neuen Religion zu hören, die ihnen so Großes verhieß.

„Werden aber die Götter, denen wir seither gedient haben, uns nicht tödten, wenn wir sie verlassen?“ fragten einige.

„Was ist denn wohl mehr, der Arbeiter, der etwas macht, oder das Werk seiner Hände?“ entgegnete Kondaia.

— Natürlich der Meister, der etwas macht. —

„So höret denn. Eure Götzen sind alle von einem Zimmermann oder Goldschmied gemacht, und doch fürchtet ihr diese Meister nicht; warum solltet ihr dann die von ihnen verfertigten Bilder fürchten, die sich nicht regen und bewegen, ja nicht einmal wehren können, wenn Diebe ihnen ihren Zierat stehlen?“

— Aber werden die Götzen nicht dadurch belebt, daß die Brahmanen ihre Mantras über sie sprechen? —

„Können denn die Brahmanen Leben geben? Warum trauern sie denn um ihre verstorbenen Kinder ganz wie ihr um die euren, statt sie ins Leben zurückzurufen? Uebrigens glauben jetzt viele

Brahmanen selbst nicht mehr an die Götzen. In Puri geschah es vor etlichen Jahren, daß einem der Priester des großen Dschagannatha-Tempels ein christlicher Traktat in die Hand fiel. Er las, was darin über die Thorheit des Götzendienstes und die Unmöglichkeit gesagt war, durch ihn die Seligkeit zu erlangen, und wie der Glaube an Jesus, den Heiland der Welt, der einzige Himmelsweg sei. Zuerst wollte der Priester das Büchlein im Aerger zerreißen, allein es hatte doch einen Eindruck auf ihn gemacht, den er nicht los werden konnte; er mußte es wieder und wieder lesen. Manchmal durchzuckte ihn der Gedanke: „Wenn aber das Christenthum doch Wahrheit wäre?“ dann schien es ihm wieder unmöglich. Wochen verstrichen und seine Verwirrung wurde nur größer. Endlich hielt ers nicht länger aus und beschloß, um jeden Preis diesem Zustand ein Ende zu machen. Mit einem spitzen Eisen bewaffnet, schlich er sich eines Abends heimlich in den Tempel und stieß mit zitternder Hand dieses Eisen in den Leib des Götzen. Als Dschagannatha sich nicht rührte, versetzte er ihm noch weitere Stiche, dann gieng er fort, überzeugt, daß ein so machtloser Gott ihm weder schaden noch nützen könne. Er wurde ein Christ und ist nun ein Verkündiger des Evangeliums.“

— Also kann man wirklich Götzen beschädigen, ohne zu sterben? —

„Laßt mich euch etwas Selbsterlebtes erzählen. Vor einigen Jahren, als ich noch in Dugol in der Schule war, versuchten etliche Mala, die hart am Missionsgehöfte einen kleinen Schrein der Göttin Polaramma hatten, unsre Sonntagsgottesdienste zu stören. Sie veranstalteten also vor diesem Schrein ein Fest und lärmten den ganzen Sonntag hindurch. Endlich gieng der Missionar hinab und bat die Leute, doch wenigstens auf eine Weile den Lärm einzustellen, allein sie kehrten sich nicht daran. Jetzt forschte der Missionar genauer nach, und es stellte sich heraus, daß der Platz, auf dem Polarammas Schrein stand, eigentlich noch zum Missionsgehöfte gehörte. Darauf hin bat er den englischen Beamten, das Tempelchen entfernen zu lassen. Dieser untersuchte die Sache, fand die Angaben des Missionars richtig und gab dem Thassildar die Weisung, den Schrein entfernen zu lassen. Der Thassildar forderte den Dorfmunsif auf, die hiezu nöthigen Leute zu schicken; aber Niemand wollte es wagen, Polarammas Zorn auf sich zu laden; drei Tage

lang suchte der Munsif in ganz Ongol vergeblich nach Männern, die willig gewesen wären, den Schrein einzureißen und die Steine fortzuschaffen. Als der Missionar das hörte, ließ er den Munsif zu sich bitten und bot ihm unsre Dienste an. Sie wurden angenommen, und wir alle giengen zu Polarammas Schrein hinab. Seine Sandalen ablegend, zeigte der Munsif uns zitternd, wo anzufangen sei. Dann sprach der Missionar mit lauter Stimme zu der versammelten Menge: „Ihr Alle glaubet, derjenige, der zuerst seine Hand an diesen Schrein legt, werde entweder gleich todt niederstürzen oder doch sicher hintennach an den Pocken sterben. Nun möchte ich nicht schuld daran sein, daß eurem Munsif oder einem meiner Schüler etwas Böses widerführe, also will ich allein die Verantwortung tragen. Ist Polaramma eine Göttin, so tödte sie mich!“ Eine Brechstange in der Hand, erstieg er nun den Schrein. Einige der Umstehenden schlugen an ihre Brust, andre erwarteten ihn todt niederstürzen zu sehen; er aber warf ruhig das Dach ein, und wir Schüler thaten das übrige. Ihr seht, ich bin noch immer wohl und gesund. So ists auch unser Missionar und so sinds die andern jungen Leute, die mit mir Hand anlegten an Polarammas Schrein. Von all den Götzen, die ich früher angebetet und jetzt verlassen habe, hat mir überhaupt nicht Einer ein Leides gethan.“

— Ists möglich? kann das sein?

„Ja, so ist es, und wer Götzen anbetet, gleicht den Kindern, die im Spiel Sand statt Reis kochen, und den Verschmachtenden, die an einem trügerischen Dunstgebilde ihren Durst zu löschen hoffen. Das Herz des Menschen ist für Gott geschaffen und findet keine Ruhe außer in Ihm.“

Unter solchen Reden und Gegenreden verzog das Gespräch sich bis Mitternacht, dann legte Kondaia sich an derselben Stelle, wo er gesprochen hatte, zur Ruhe nieder. Bei dem warmen, trockenen Wetter brauchte er weder Obdach noch Bett. Zuvor aber hatte er versprechen müssen, einige Tage in Ahmadala zu bleiben. Diese Tage verstrichen unter Gesprächen mit Angehörigen verschiedener Kasten und der Vorbereitung auf den Abend, der regelmäßig mit einer längeren Ansprache und den sich daran knüpfenden Unterredungen schloß. Das Wort kam nicht leer zurück: am Abend des vierten Tags bekannte Rangaia, der Obmann des Madiga-Dörfleins, sammt seiner Frau und Tante und zwei weiteren Ver-

wandten, seinen Glauben an Jesum. Bei ihnen brachte Kondaia nun noch zwei weitere Tage zu, um ihnen zu sagen, wie sie als Christen ihr Leben einzurichten hätten. Dann ermahnte er sie zur Standhaftigkeit und Treue, lud sie ein, zur nächsten monatlichen Taufhandlung nach Ongol hinabzukommen, empfahl sie dem Schutze Gottes und zog seine Straße weiter.

Im nächsten Monat stellte sich unter andern Taufbewerbern wirklich auch Rangaia mit den Seinen in Ongol ein. Nach beendigter Prüfung wurde von seinem Haupt die lange Haarlocke abgeschnitten, unter welcher nach dem Glauben des Hindu sein Gott wohnt, und die ganze Familie in die Gemeinde Christi aufgenommen.

Bei der Rückkehr nach Ahmadala aber warteten ihrer stürmische Tage. Sobald dort bekannt geworden war, daß Rangaia und vier andere Glieder seiner Familie nach Ongol gegangen seien, daß sie da den Göttern ihrer Väter entsagt und Rangaia sogar gewagt habe, sich seine heilige Haarlocke abschneiden zu lassen, war eine allgemeine Entrüstung die Folge, Häuflein von fünf oder sechs Männern saßen da und dort im ernsten Gespräch beieinander, und länger als sonst verweilten die Frauen am Brunnen, um das Neueste über Rangaias unbegreiflichen Schritt zu hören oder zu berichten. Auch der Munsif und Appaia Naidu und der Karnam Krischna Rao besprachen sich darüber und beschlossen endlich, Rangaia vorladen zu lassen, um ihn zur Rückkehr zu seiner alten Religion zu bewegen. Kaum war er zu Hause angelangt, so wurde er vor die Dorfältesten gerufen. Haufen von Männern und Weibern waren bereits auf dem freien Platz in der Mitte des Dorfes versammelt, wo die öffentlichen Verhandlungen gepflogen werden, und wollten mithelfen, die neue Religion zu ersticken.

Bald erschien auch Rangaia, gefolgt von den andern Neubekehrten. Als er dem Munsif und Karnam und den übrigen Häuptern des Dorfs gegenüberstand, machte er einen tiefen Salam und fragte, was sie begehren. Aber er war erregt; seine Stimme bebte und seine Glieder zitterten, was bei den Nächststehenden alsbald Gelächter erregte.

„Wozu bist du nach Ongol gegangen?“ redete Krischna Rao ihn an.

„Ich bin hinabgegangen, um mich taufen zu lassen, wie Alle, die an Jesum Christum glauben,“ entgegnete Rangaia.

„Weßhalb bist du getauft worden?“ riefen jetzt mehrere Stimmen zumal. „Gibt es denn in Ahmadala kein Wasser?“

„Die Taufe ist ein Zeichen, ein Gebot, das mein Heiland gegeben hat, als er auf Erden wandelte.“

„Ein Zeichen wovon?“

„Ein Zeichen, daß ich an Jesum glaube, der für mich gestorben ist, und daß ich den Werken der Finsterniß entsagt habe und nun trachten will, Ihm nachzufolgen.“

„Also willst du die Götter von Ahmadala nicht mehr anbeten?“

„Nein.“

„Wie kannst du das wagen? Werden sie dich nicht tödten?“

„Früher fürchtete ich das auch; aber jetzt nicht mehr, weil ich sehe, daß sie kein Leben, und darum auch keinen Verstand, keine Macht haben.“

„Ists wahr, daß du die geweihte Haarlocke auf deinem Haupt abgeschnitten hast, unter der die Götter wohnen?“ fragte jetzt der Priester von Lakschmanaswamis Tempel.

„Ja, er hats gethan!“ rief ein neben Rangaia stehender Mann, ihm den Turban abreißend und so das Haupt entblößend.

„Schande! Schande!“ murmelten nun hundert Stimmen zumal.

Darauf fuhr Krischna Rao fort: „Sag an, warum hast du die Religion deiner Väter verlassen? War, was für sie gut genug war, nicht auch gut genug für dich? Bist du besser als sie?“

Jetzt hatte Rangaia seine ganze Fassung wieder gewonnen und antwortete ruhig und fest: „Liebe Freunde und Mitbürger! Ihr wißt, daß ich immer ein eifriger Götzendiener war. Stundenweit um Ahmadala her ist kein Götze, dem ich nicht meine Verehrung bezeugt hätte. Auch an ferne Orte bin ich gegangen, um den Affengott Hanuman und andere Götter anzubeten; aber ich kam zurück, wie ich gegangen war, und das Jenseits lag immer gleich dunkel und fern vor mir. Da kam Kondaia hieher und verkündete Jesus, den Heiland der Welt. Er sprach davon, wie sündig wir seien und wie wir unsre Sünden los werden können. Da fühlte

ich, daß das eine Botschaft des lebendigen Gottes sei und daß ich sie glauben und annehmen müsse. Ich thats und war glücklich. Ich wurde getauft, wie ihr schon wißt. Ich schnitt die Haarlocke ab, die mir vorher heilig gedäucht hatte, weil ich kein Zeichen der Abgötterei mehr an mir tragen wollte. Jetzt hat meine Seele Ruhe und beim Glauben der Christen will ich bleiben bis an mein Ende."

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, dann hob der Priester an: „Wenn du die Götter von Ahmadala verachtest, thust du am besten daran, unser Dorf zu verlassen, denn nicht nur werden sie dich erschlagen, sondern ihr Fluch wird auch uns treffen, wenn wir einwilligen, daß du hier bleibst. Komm Rangaia, sei kein Thor. Du hast eine Familie und liebe Kinder, denke an sie und kehre zu den Göttern deiner Väter und zu deinen alten Freunden zurück. Wir werden dir deinen Fehltritt vergeben und dich lieben wie vordem, und die Götter werden dich segnen."

„Nein, ich kann nicht. Gott helfe mir. Nie und nimmer will ich dem Christenthum entsagen und nie und nimmermehr Götzen anbeten," entgegnete Rangaia fest. Die Religion, zu der ihr mich zurückführen möchtet, ist mir nur zu wohl bekannt. Sie ist wie ein Haus ohne Dach. Ich finde in ihr keinen Frieden für mein Herz, keinen Trost in der Noth, keine Hoffnung im Tod, und für meine sündenbeladene Seele keinen Mittler und Heiland, keinen treuen, erbarmenden Vater, der mich auch nur so zärtlich liebt, als ich meine Kinder zu lieben vermag."

„Dann mußt du fort aus Ahmadala!" riefen mehrere Stimmen zumal. „Wir geben dir keine Arbeit mehr und verwehren dir den Eintritt ins Dorf. Duldeten wir dich, so würden die Cholera und die Pocken über uns kommen, unser Vieh würde sterben und unsre Ernte verderben. Sollten wir deinetwegen all das erleiden? Steh ab von dieser neuen Religion. Es ist die Religion der Engländer, wir Hindu brauchen sie nicht. Sie haben die ihrige und wir die unsere."

Auf diese und viele andere heftige Reden antwortete Rangaia fest und gelassen: „Ich wundre mich nicht, daß ihr zürnet, denn es ist noch nicht lange her, daß ich fühlte wie ihr. Aber eure Befürchtungen sind grundlos, das weiß ich gewiß. Wollt ihr mir keine Arbeit geben, so muß ich anderswo Verdienst suchen; thut immerhin, was ihr für recht haltet. Was kann ich weiter sagen?"

„O, dein neuer Gott wird dir vielleicht ohne Arbeit Brot geben!“ rief höhnisch einer aus der Menge.

Aber Rangaia erwiderte: „Gott hat mir Kraft zur Arbeit gegeben und will, daß ich sechs Tage in der Woche arbeite und am Sonntag ruhe. Das gedenke ich zu thun und vertraue Ihm, daß Er für mich sorgen wird.“

„Wie? du willst Sonntags nicht mehr arbeiten?“ fragte der Munsif.

„Nein.“

„Warum denn nicht?“

„Das weiß ich selbst nicht genau, denn ich bin erst ein Anfänger im Christenthum. Aber man hat mich gelehrt, daß ich Sonntags jede gewöhnliche Arbeit unterlassen und diesen Tag zum Gebet und Nachdenken verwenden soll.“

Jetzt wurden die Christen entlassen. Rangaia war dankbar, daß man sie nicht geschlagen, sondern ihnen erlaubt hatte, ein solches Zeugniß ihres Glaubens und ihrer Hoffnung abzulegen. Er fühlte sich getragen von einem ewigen Erbarmen und war gewiß, daß ihn nichts scheiden dürfe von der Liebe Gottes in Christo Jesu, seinem Herrn.

7. Nicht fern vom Reiche Gottes.

Nachdem die Christen sich entfernt hatten, wurden verschiedene Pläne besprochen, wie es mit ihnen zu halten sei; aber noch ehe man zu einem bestimmten Beschluß kam, erschien inmitten der Versammlung ein Brahmane von Ehrfurcht gebietender Gestalt. Die meisten der Anwesenden hatten ihn noch nie gesehen, aber Krischna Rao erkannte in ihm Batschaia, den Karnam des Städtchens Roladond. Babaia Naidu bat ihn, Platz zu nehmen, und als die Begrüßungen vorüber waren, erkundigte sich der Neugekommene nach dem Gegenstand der soeben stattfindenden Verhandlung.

Krischna Rao erzählte ihm nun Rangaias Bekehrung und fuhr dann fort: „Er scheint nicht nur im Sinn zu haben, unsre Götter zu verlassen, sondern auch sich uns Brahmanen gleich zu achten, solche Anmaßung können wir diesen kastenlosen Hunden nicht ge-

statten. Wir müssen sie lehren, in der ihnen von dem Allherrn angewiesenen Stellung zu bleiben. Was sagst du dazu, Batschaia?"

„O Freunde! hört mich an," erwiderte der Gast. „Das Christenthum ist nichts Neues für mich. Vor fünf Jahren wurden etliche Madiga in Roladond Christen. Ich selbst und Andre waren darüber gerade so entrüstet, wie ich euch heute sehe. Wir beschlossen, diese neue Religion aus unsrem Ort zu vertreiben und entzogen deßhalb den Christen alle Arbeit; wir verboten ihnen, das Städtchen zu betreten, und verlachten und verspotteten sie auf alle erdenkliche Weise, aber sie ließen sich von ihrem neuen Glauben nicht abbringen. Sie suchten in der Nachbarschaft Arbeit, und bald gab es Christen in allen Dörfern ringsum. Jetzt kam der Missionar und lud uns Alle ein, ihn in seinem Zelt zu besuchen. Wir giengen hin, und nachdem er uns seine Religion erklärt hatte, konnten wir nichts Böses daran sehen und versprachen ihm, die Christen nicht weiter zu verfolgen. Als die jedoch bald darauf eigene Aecker erwarben, erregte das den Neid einiger unsrer Leute, die es nicht ertragen konnten, diese Kastenlosen emporkommen zu sehen. So begann die Verfolgung von Neuem, aber es half nichts; je mehr man die Christen verfolgt, desto fester hängen sie an ihrem Glauben, desto schneller vermehrt sich ihre Zahl, desto reicher werden sie. Sie gleichen dem Banianenbaum, von dem jedes abgeschnittene Blatt eine neue Wurzel, jede Wurzel ein Stamm, jeder Stamm ein Baum und jeder Baum ein Wald wird. Nehmt meinen Rath an, Freunde, und laßt die Christen in Ruhe! Es ist in Indien Raum genug, auch für den Christengott. Wer wird für euch arbeiten, wenn ihr die Christen aus Ahmadala vertreibt? Entweder müßt ihr es selbst thun oder müßt ihr Fremde nehmen, die euch betrügen und bestehlen. Und zudem, könnt ihr wissen, ob ihr dadurch nicht den Fluch des Christengottes auf euch laden würdet? Seid also nicht neidisch auf diese armen Leute, sondern nehmt wohl zu Herzen, was ich euch jetzt erzählen will.

„Ein vom Neid geplagter Mann, der es nicht ertragen konnte, das Wohlergehen seines Nachbars zu sehen, verließ, dieses Anblicks los zu werden, sein Haus und zog in die Wildniß hinaus. Ein Eremit hatte Mitleid mit diesem Neidischen und gab ihm einen Zauberwürfel, der die Kraft hatte, bei den drei ersten Würfen jeden dazu ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. ‚Dreimal,' so sprach

der Heilige zu ihm, ‚wird dir jeder Wunsch gewährt werden; aber von allem was du erhältst, wird dein Nachbar das Doppelte bekommen.' Diesen letzten Zusatz vergessend, gieng der Mann hinweg und wünschte sich Häuser, Aecker, Gold, Silber und Juweleu die Menge. Sein Wunsch wurde erfüllt, aber sein Nachbar erhielt doppelt so viel als er. Jetzt warf er den Würfel zum zweiten Mal und sprach: ‚Ich will ein Auge verlieren.' Es geschah, und sein Nachbar kam um beide Augen. Zum dritten Mal warf er den Würfel mit den Worten: ‚Mein halbes Haus soll versinken,' und das ganze Haus seines Nachbars versank. Als seine Diener ihn nun ganz allein sahen, kamen sie überein, ihn durchzuprügeln und mit allen seinen Schätzen in einem Boot zu entfliehen. Niemand hörte sein Jammergeschrei, und verzweiflungsvoll rief er aus: ‚Das ist die Strafe des Neids. Hätte ich meinen Nachbar nicht zu Grunde gerichtet, so wäre er in der Stunde der Noth mir beigestanden, und aus Furcht vor ihm wenigstens hätte niemand gewagt, mich so zu mißhandeln.'

„Die Christen in Noladond gehören zu unsern besten Leuten und wir wünschen keineswegs, sie los zu werden, denn wir Alle fühlen, daß wir uns auf sie verlassen können, ja, sie sind wie die rechte Hand unsres Städtchens."

Diese Rede kühlte die Erregung der versammelten Menge bedeutend ab und man gieng auseinander, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben. Augenblicklich durch Batschaia überzeugt, aber darum im innersten Herzensgrund doch nicht umgestimmt, sannen die Meisten nun in der Stille auf Mittel und Wege, den Christen das Leben in Ahmadala zu entleiden. Wochen verstrichen, in denen das bedrängte Häuflein nur mit größter Mühe Arbeit erlangen oder Lebensmittel erhandeln konnte. Auf hunderterlei Weise wurden sie verspottet und verhöhnt, auch falsche Anklagen gegen sie scheute man nicht; mehr als einmal hatten sie sich vor dem Munsif wegen angeblicher Schulden oder Diebstähle zu verantworten.

Da gieng Rangaia eines Tags an Appaia Naidus Haus vorbei. Die Männer waren alle ausgegangen und Sitamma winkte ihm, näher zu kommen. Er war ihr wohl bekannt; hatte er doch seit Jahren für die ganze Familie die Sandalen gemacht. „Rangaia," redete sie ihn an, „was ists denn mit deiner neuen Religion? komm, erzähle mirs genau." Natürlich sagte ihr der Neubekehrte nun

alles, was er wußte, und es schien Sitamma zu gefallen; Sabamma dagegen, die auch dazu gekommen war, stand mißvergnügt daneben. Im Fortgehen zeigte er dann noch an, es werde in den nächsten Tagen ein eingeborner Lehrer von Ongol kommen, den er ihr ins Haus bringen wolle, wenn Sitamma es wünsche. Sie schien erfreut, antwortete aber nichts, weil Sabammas Anwesenheit sie beengte. Um diese zu beschwichtigen, bestellte sie nur noch ein Paar Sandalen, da ihre alten zerrissen seien. Erleichterten Herzens gieng Rangaia nach Hause; es war ihm, als habe Gott angefangen, ihm Hilfe zu schaffen.

Inzwischen hatten die Missionare in Ongol von all den Plackereien gehört, denen die Christen in Ahmadala ausgesetzt waren, und beschlossen, etwas für sie zu thun. Sie besprachen sich darüber mit dem eingebornen Prediger Obala, der damals als Kolporteur im Dienst der Bibelgesellschaft von Madras stand — einem tiefgegründeten Christen voll brennender Liebe zu seinem Heiland und eben so fest als taktvoll im Verkehr mit den verschiedensten Menschen. Dieser war bereit, sich nach Ahmadala schicken zu lassen, um die dortigen Christen zu ermuntern, allen, die ihm ihr Ohr leihen wollten, das Evangelium anzubieten und womöglich auch eine Unterredung mit dem Munsif zu erlangen, dem er die besten Salams des Missionars überbringen sollte, mit der Bitte, den Christen seines Orts doch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wenige Stunden darauf war Obala schon auf dem Weg nach Ahmadala. Spät am nächsten Abend kam er dort an. Rangaia sagte ihm Alles über seine Lage, dann schütteten sie noch zusammen ihre Herzen vor Gott aus, flehten Ihn um seinen Beistand an und legten sich schlafen. Am andern Morgen wurde verabredet, daß wenn Rangaia Sitamma ihre Sandalen bringe, Obala auch an Appaia Naidus Haus vorbeigehen solle, so daß er, falls Gott den Weg dazu bahne, gleich gerufen werden könne.

Rangaia fand die ganze Familie zu Hause. Er überreichte seine Sandalen und Appaia Naidu schickte sich an, ihm als Bezahlung etwas Korn vorzumessen. Eben jetzt erschien Obala am Hofthor und rief nach morgenländischer Sitte aus, was er zu verkaufen habe. Laut genug, um von Allen verstanden zu werden, sagte hierauf Rangaia: „Das ist der Prediger, den der Missionar hierher geschickt hat. Möchtet ihr ihn nicht sehen und sprechen?“

Appaia Naidu und seine Brüder zögerten; Sitamma aber sagte schnell: „O, heißt ihn eintreten. Ich möchte so gern wissen, was Rangaia zu einem so sonderbaren Schritt bewogen hat. Laßt uns hören, ob an dieser neuen Religion irgend etwas Gutes ist."

Obala wurde eingeladen, in den Hof einzutreten. Nachdem er seine Salams gemacht hatte, öffnete er ehrfurchtsvoll sein Neues Testament und begann zu lesen: „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet an Gott, und an mich glaubet. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hingienge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin..... Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne. Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun." Jetzt schloß er das Buch und erzählte nach seiner Gewohnheit in ergreifender Weise zuerst seine eigene Bekehrungsgeschichte; dann suchte er in kurzen Zügen den ganzen Heilsplan Gottes mit den Menschen darzulegen. Er sprach von der Schöpfung, vom Paradies, vom Sündenfall und dem Fluch der Sünde, unter den das ganze menschliche Geschlecht dadurch gerathen sei. Mit lebhaften Farben schilderte er alle vergeblichen Anstrengungen der Hindus, der Sünde zu entfliehen und zur Wiedervereinigung mit der Gottheit zu gelangen. Dann gieng er über auf die Liebe Gottes, auf seinen eingebornen Sohn Jesus, der den Himmel verließ, um das Verlorne zu suchen und zu retten, auf seinen Tod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt und die Wohnungen, die Er seinen Nachfolgern bereitet hat. Ein herzliches Wort der Ermahnung an alle seine Zuhörer, daß sie doch ihren Schöpfer, Erhalter und Erlöser, der sie jetzt zu sich rufe und ihnen Ruhe, Frieden und ewiges Leben anbiete, nicht zurückweisen möchten, schloß seine Rede.

Alle waren bewegt, am meisten aber Sitamma, die für einen Augenblick sogar im Hause verschwand, um ihre Thränen vor den übrigen Gliedern der Familie zu verbergen. Bald erschien sie jedoch wieder und reichte dem Prediger einen Trunk Milch, den dieser dankbar annahm.

Nachdem Obala und Rangaia sich entfernt hatten, gieng die ganze Familie an ihre Arbeit. Die Männer sagten kein Wort über

das Gehörte; auf Appaia Naidu und seinen Sohn Lakschmaia aber hatte es sichtbar einen tiefen Eindruck gemacht. Im Lauf des Nachmittags äußerte Sabamma gegen Sitamma, sie halte es für eine Schande, jemand ins Gehöfte eintreten und so über ihre Götter sprechen zu lassen, wie Obala es gethan. Sitamma war andrer Ansicht; aber sie schwieg.

Abends, als sie mit ihrem Mann allein war, brachte sie in zarter Weise die Frage vor, was er über Obalas Rede denke?

„Ich weiß selbst nicht recht, was ich davon halten soll; aber sie hat mich verwirrt," erwiderte Appaia Naidu. „Wie ists denn dir, Sitamma?"

„Wirst du nicht zürnen, wenn ich dirs sage?"

„Nein, warum denn?"

„Ich habe das Gefühl, daß, was er gesagt hat, wahr ist und daß Rangaia, der von dem ganzen Dorfe verfolgt wird, reicher ist, als wir Alle. Fast wünsche ich zu sein wie er, wenn auch arm und verachtet."

„Mir gehts fast ebenso, Sitamma; aber was können wir thun?"

„Wenn du mir nicht zürnst, will ich heimlich an den Gott Rangaias und der Christen glauben. Ich weiß wohl, daß es öffentlich zu thun über dich und die ganze Familie Schmach bringen und uns zu Bettlern machen würde."

„Das ist vernünftig. Sage ja niemand ein Wort von dem, was wir zusammen gesprochen haben."

„Aber Eine Bitte habe ich doch noch, die du mir nicht versagen darfst, wenn du mich lieb hast."

„Wenn es irgend in meiner Macht ist, soll es geschehen. Sag an."

„Bitte, sprich mit deinem Bruder Babaia Naidu und mit Krischna Rao und den andern Häuptern des Dorfs und suche sie dahin zu bringen, daß sie die Verfolgung gegen die Christen einstellen und sie zu ihren früheren Geschäften zurückkehren lassen. Es ist mir, als müßte der lebendige Gott uns strafen, wenn die an den Christen verübten Ungerechtigkeiten noch länger so fortgehen."

„Sabamma hat bereits mit Babaia Naidu und Krischna Rao über Obalas heutige Rede gesprochen und nicht vergessen, dabei zu bemerken, daß du ihn sogar, nachdem er unsre Götter geschmäht, wie einen Freund mit Milch bewirthet habest," erwiderte Appaia

Naidu in mildem Ton; „denn obschon er sich im Grund über Sitammas Fürsprache freute, war er nicht gewiß, damit durchdringen zu können, weil er wußte, daß die erzürnte Sabamma ihren ganzen Einfluß gegen die Christen aufbieten werde. Seine Besorgniß war übrigens grundlos; er fand seinen Bruder ganz geneigt, auf seinen Vorschlag einzugehen, und sobald bekannt wurde, daß eine weitere Belästigung der Christen nicht nach dem Sinn des Munsifs und seines Bruders sei, standen die meisten davon ab. Als Krischna Rao die neue Wendung der Dinge erfuhr, sagte er achselzuckend: „Das Schicksal scheint den Christen gewogen zu sein.“ Von da an hatten sie in Ahmadala Ruhe.

Zu allgemeinem Staunen verbreitete sich bald auch in der Umgegend die Kunde, Babaia Naidu und sein Bruder Appaia Naidu haben den Christen, wenn nicht ihre Zuneigung, so doch ihr Wohlwollen zugewendet. Allerlei Vermuthungen wurden über diesen plötzlichen Wechsel laut, denn die beiden Brüder waren nicht eben als wankelmüthige Männer bekannt; ihr Verhalten schien daher um so räthselhafter. Einige meinten, der Gouverneur von Madras habe ihnen einen Befehl zugehen lassen, von der Verfolgung der Christen abzustehen. Andre wollten wissen, der Missionar von Ongol habe ihnen ein großes Geschenk geschickt. Wieder Andre hielten für möglich, daß ihnen der Christengott erschienen sei und sie erschreckt habe. Den wahren Grund aber ahnte niemand, und Babaia Naidu und sein Bruder hüteten sich wohl, ihn zu verrathen. Während Obala mit ihnen sprach und eine Weile nachher hatten sie fast gewünscht, selber Christen zu sein; aber dieser Wunsch war schnell wieder erloschen. Sie beruhigten sich mit dem Gedanken, der Gott Rangaias und Obalas, zu dem nun auch Sitamma zu beten angefangen, werde wohl einer jener 330 Millionen Götter sein, von denen sie stets gehört hatten, oder auch ein weiterer Gott, der erst mit den Engländern ins Land gekommen, der aber doch nicht mehr Anspruch auf Verehrung habe als jeder andre.

48333

Landwirthe in größerem Styl werden sollen, aber dennoch schmerzt uns dies Zurückbleiben sehr. Man sollte freilich mehr auf die Lichtseite hinweisen, statt die Fehler unserer armen Brüder aufzudecken, welche in Wahrheit doch schon so bedeutende Fortschritte gemacht haben. Um aber ein richtiges Urtheil über sie zu ermöglichen, darf doch auch die Schattenseite nicht verschwiegen werden.

Aus der Telugu-Mission.

6. Die ersten Wahrheitszeugen in Ahmadala.

An so vielen Orten des Telugulandes auch die Predigt des Evangeliums schon erschollen war, Ahmadala hatte sie noch nicht vernommen, als im Jahr 1875 der Ongol-Evangelist Kondaia auf dem Weg nach Bezwara erstmals dahin kam. Von Geburt selbst ein Madiga und daher wohl vertraut mit allen Bräuchen seiner einstigen Kastengenossen, gieng er ins Madiga-Dörflein, um dort Wasser zu holen und während der Hitze des Tages ein paar Stunden zu rasten. Im Nu hatten sich einige Leute um ihn gesammelt, um ihn nach seinem Namen, seiner Beschäftigung, dem Ziel seiner Reise und etwaigen Neuigkeiten zu fragen. Denn die Telugus haben noch keine Zeitungen und erfahren an abgelegenen Orten nur, was ihnen irgend ein Reisender mittheilt. Solche Nachrichten werden dann von Dorf zu Dorf weitergetragen, wobei bald irgend ein Wanderer oder auch ein Feldarbeiter, dessen Aecker an der Grenze der nächsten Markung liegen, zu einer Art Lokalblättchen wird und — so seltsam es scheinen mag — die Nachrichten oft mit fast telegraphischer Schnelligkeit durchs Land laufen. Kondaia benützte natürlich die Gelegenheit, ein Wort von Jesus zu sagen. Man hörte ihn aufmerksam an und lud ihn dann ein, über Nacht zu bleiben. Natürlich willigte er ein, denn so war ihm ja die Möglichkeit geboten, wenn die Leute Abends von ihren Feldern

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset